



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geschichten aus Siebenbürgen : eine Familie zu Nagy Enyed. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Geschichten aus Siebenbürgen.

Eine Familie zu Nagy Enyed.

3.

Indessen hatte sich der walachische Aufbruch über ganz Siebenbürgen verbreitet, auch der Krieg zwischen Ungarn und Oestreich war bereits zum Ausbruche gekommen. Nachdem FML. Puchner die Aufforderung, den Befehlen des ungarischen Ministeriums Folge zu leisten, dadurch beantwortet hatte, daß er Truppen gegen die nach der Agyagsalver Versammlung ausgezogenen Szekler schickte, welche letztere mit furchtbarer Erbitterung alle walachischen Ortschaften, durch die sie zogen, heimsuchten, kam es endlich bei Sarpataf zu einem Gefechte zwischen ihnen und dem Oberstlieutenant Urban, worin dieser, welcher einen zahlreichen Landsturm, außer seinen regulären Truppen, mit sich führte, gänzlich geschlagen wurde und flüchten mußte. Wenige Tage nachher aber erschien FML. Gedeon mit einer bedeutenden Armee vor der Hauptstadt der Szekler, Maros Basárhely, und schlug die bereits unter sich uneinig und theilweise von Verräthern geführten Szekler, worauf Basárhely eingenommen wurde. Die beiden kaiserlichen Armeen operirten nun combinirt, und während FML. Gedeon nach Westen zu, auf Enyed und Thorda marschirte, erschien Urban wieder von NO. her, aus dem Romanen-Grenzbezirke auf dem Kriegsschauplatze.

Vorher hatte schon der später so berühmte Alpenkönig, Janku, der Anführer des Nordbrennerhaufens von Zalathna, mit nahe an 20,000 Bauern ein Lager in der Nähe von N. Enyed bezogen. Fast täglich fielen jetzt zwischen dem wenigen ungarischen Militär, mit welchem sich die Nationalgarde vereinigt hatte, und den Walachen Gefechte vor, in welchen diese trotz der meist 20fachen Uebermacht stets den Kürzern zogen, und binnen zehn bis zwölf Tagen nahe an 2000 Mann verloren.

In den letzten Tagen des Monats October nahm ein junger Mann vor einem Hause Enyeds Abschied von zwei Frauen, die mit nassen Augen ihm noch lange nachschauten. „Schöne Keinen!“ hatte die Matrone gesagt, „schöne dich!“ das junge Mädchen.

Es bedurfte bei dem stattlichen Nationalgardisten, der so stolz zu Pferde saß, keiner Ermunterung zur Rache. Immer und immer stand die Mordscene, der er mit genauer Noth entronnen, vor seinen Augen, und spornte sein feuriges Herz, Aug um Aug, Zahn um Zahn zu nehmen.

Der Zug der Reiter, Szekler und Mathiasbusaren und berittene Gardisten, und der Freiwilligen, wie man damals noch die Honveds nannte, bewegte sich langsam an die Ufer der Maros. Hier ward Halt gemacht. Vor ihnen breitete sich das Heer der Walachen aus, zu denen einiges reguläre kaiserliches Militär —

Orlater Grenzwalachen — gestoßen war. Wie Bienen in einem Stock schwärmen die überraschten Bauern durcheinander, stellten und ordneten sich und bewegten sich langsam am Ufer hin. Der Fluß trennte beide Heere. Da beschloß Graf B., der Anführer der Husaren, mit seiner Truppe durch den Fluß zu schwimmen. Es mochten an 300 Husaren sein. Säbel im Munde, Pistole in der Rechten setzten die Husaren in erweiterter Kolonne hinüber, indeß die Walachen drüben jauchzten und riefen: Laßt sie nur kommen, laßt sie bei uns sein, dann wollen wir sie in ihrem Blute schwimmen lehren! Dicht gedrängt, einem Walde vergleichbar, standen die Bauernhaufen in langen Linien am Ufer. Jetzt sprengten die ersten Husaren, ihre Mittmeister voran, an's Land, feuerten die Pistolen ab und machten Platz für sich und die Nachdrängenden. Dann lichteteten sie den Knäuel der Feinde mit dem Säbel, und als Alle das Ufer erreicht hatten, begann ein erbarmungsloses Gemetzel, das die Führer vergeblich zu hemmen trachteten durch die Trompetensignale, die zum Sammeln geblasen wurden. Dedön war unter den Ersten, die das Ufer betreten hatten; auch er schlug mit seinem Sarras in die Bauern und jagte in großem Eifer weithin einem Trupp Fliehender nach; da aber wendeten sich einige der Flüchtigen um, und als sie nur den einzelnen Reiter sahen, blieben sie — es waren ihrer über dreißig — stehen und erwarteten ihn. Wie ein Pfeil sprengte Dedön mitten unter sie, schoß und hieb unter sie und würde auch sich durchgeschlagen haben, wenn nicht sein Pferd, von einer Lanze verwundet, gebäumt hätte und niedergestürzt wäre. Noch zu Fuß vertheidigte sich Dedön mit Erfolg, endlich aber sank er schwer getroffen nieder, und die Bauern schleppten ihn fort. Sieh, da stürmen zwei Szeklerhusaren herbei, fahren in die Menge hinein, hauen den Gardisten heraus und legen den Ohnmächtigen auf eines der Pferde. Am Flusse wuschen sie die Wunde aus, und Dedön gelangte Nachts wieder nach Gnyed, nicht mehr zu Rosse, sondern matt und schwach auf einem Bauernwagen.

Übermals war Trauer im Hause der Wittve. Dedöns Wunde war nicht gefährlich, aber schmerzhaft. Die Frauen wachten Tag und Nacht abwechselnd an seinem Lager, und umgaben ihn mit jenen unzähligen kleinen Liebesbeweisen, wie sie nur ein Frauenherz übt.

Gegen das Ende der zweiten Woche rückte kaiserliches Militär in die Stadt ein. In das Haus der Wittve wurden zwei Offiziere einquartirt. Von da an hörte das vertrauliche Leben der beiden Liebenden, denen das Beisammensein und herzliche Mittheilung fast unentbehrlich geworden war, auf, denn nur verstohlen konnte sich Klona zu ihrem Bräutigam schleichen, der ein entferntes Hofzimmer erhalten hatte, um gegen den heimlichen Gast nicht Argwohn zu erregen. Ueberdies hatte sich seine Wunde um Vieles gebessert.

Da klopfte es eines Abends spät an seine Thüre. „Ich bin's, Dedön, deine Mutter, öffne schnell!“ Dedön sprang vom Lager auf und stand im nächsten Au-

genblicke vor der Szeklerin. „Fliehe schnell, mein Sohn,“ rief sie. „Ich habe zufällig das Gespräch der beiden Deutschen, die bei uns wohnen, gehört. Man will Dich festnehmen lassen. Gott weiß, wer Dich ihnen verrathen hat. Eile durch den Garten, die Weinberge hinauf. Hier, wenn Du Geld brauchst — ich hoffe, Du gehst nach Klausenburg.“

Während der Rede der Mutter hatte sich Dedön, der ohnehin in Erwartung einer Gefahr sich nie ganz entkleidete, seinen Anzug vollendet, Pistolen und Säbel umgeschwaltet, und stand, trotz seiner noch nicht völlig geheilten Wunde, kräftig und frisch vor ihr. „Andris wird Dir das Pferd durch den Garten nachführen, die Hufen werden umbunden, um Dich nicht zu verrathen,“ sprach die Matrone. „Lade die Pistolen, sieh wenigstens nach, ob Pulver genug auf der Pfanne ist. Der Gott der Ungarn sei mit Dir, mein lieber Sohn.“ Sie umarmte den Mann, schaute vorsichtig hinaus, ob Niemand im Hofe sei, und eilte in den Stall, den Knecht zu wecken und Dedöns Pferd satteln zu lassen.

Mittlerweile schlich der Bergmann hinaus, gelangte in den Garten, und als er über den kleinen Bach gehen wollte, der jenen von den Weingärten trennt, trat ihm eine tiefverhüllte Gestalt entgegen und hing, als sie ihn erkannt, weinend ihre Arme um seinen Hals.

„Beruhige Dich, mein Mädchen. Gegen Menschen habe ich Waffen, und Geister thum Niemandem weh. Von Klausenburg aus schreibe ich Dir; ich werde Mittel finden, Dir durch die Feinde sagen zu lassen, wie es mir geht. Andris kommt mit dem Pferde. So lebe wohl.“ — Schluchzend riß sich das Mädchen von ihm los und kehrte langsam zur Mutter zurück.

Noch lag finstere Nacht auf Thal und Berg, als Dedön auf seinem schnelltrabenden Pferde in die Nähe von Felvinez, einem großen szeklerischen Marktflecken des Aranyoscher Stuhls gelangte. Da sah er unfern von sich eine dunkle Masse sich bewegen, die er anfänglich für österreichisches Militär hielt. Um ihnen auszuweichen, ritt er durch die Felder einem Dorfe zu, das ungefähr eine Viertelstunde von Felvinez entfernt lag. Plötzlich aber bewegte sich auch von diesem Orte her eine Colonne, die er für walachischen Landsturm erkannte. So war er zwischen zwei Feuer gerathen. Er wollte nun abermals links schwenken und das Dorf umgehen, aber bald überzeugte er sich, daß ein sehr tiefer, breiter Graben ihm hier ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetze. Jetzt beschloß er, dem Volke entgegen zu gehen auf gut Glück, und wenn es sein müßte, sich mit dem Schwerte einen Weg zu bahnen. — Dedön gehörte zu den zahlreichen Sterblichen, deren Lebenslauf bis zu einem gewissen Alter in friedlicher, vom Schicksal mangelhafter Ruhe verfließt. Dann sucht sie das Unglück zu einer bestimmten Lebensfrist heim, und läßt einen Schlag, ein furchtbares Ereigniß nach dem andern auf sie niederschmettern, daß die Getroffenen kaum zu Athem kommen. Er stammte aus einer adeligen begüterten Familie und hatte, von der Natur mit guten Gaben

des Körpers und Geistes ausgestattet, bis jetzt Leben und Liebe fröhlich genossen. Jetzt hing eine Wolke schwarz und drohend über ihm. Er sollte an den Leiden seines Volkes innigern und fühlbarern Antheil durch seine eigenen Schicksale nehmen, als tausend Andere; im Kleinen wurde sein Leben ein Bild von dem Schicksal der unglücklichen Ungarn.

Die näher herangekommene Landstürmlermasse hatte ihn bald umringt. Der Anführer, welcher früher mehre Jahre, eines Straßenraubes verdächtig, im Gefängnisse zugebracht hatte und gegen Bürgschaft entlassen worden war, frug Dedön Wer? und Wohin? und schien durch des Jünglings trotzig Antworten wenig erbaut. Als nun Dedön, alle Verhandlungen kurz abbrechend, weiter reiten wollte, und voraussehend, was sogleich geschah, die Hand an eine seiner Pistolen legte, ergriffen Mehre der Walachen die Zügel des Pferdes, und zu gleicher Zeit geschah ein Schuß aus der Mitte des Zuges. Dedön beantwortete diese Gewaltthätigkeit seinerseits, indem er sein Pferd spornte, hinter einander beide Pistolen abfeuerte und anfing, Gebrauch von seinem Säbel zu machen, dessen erster Hieb den walachischen Tribunen traf. Dies war das Zeichen zu allgemeinem Angriffe der etwa 1000 Mann starken Truppe, die den Reiter völlig umringte. Als nun gar walachische Reiter, die der ungarische Husarenwitz P. . . . = Husaren zu nennen pflegte, herbeieilten, entspann sich ein höchst sonderbarer, fast lächerlicher Kampf zwischen dem einzigen Ungar und den zahlreichen Bauern. Die plumpen walachischen Reiter, die ihre noch plumpen Gänse mit Mühe regierten, legten dabei wenig Ehre ein, sie wurden im Ansprennen hügellos und mehr als einer ward verwundet. Freilich konnte das Ende des Kampfes nicht zweifelhaft sein; Dedön wurde gänzlich umringt, verwundet und entwaffnet, vielleicht von einem Theile derselben Bande, von welcher Dedön seine erste Wunde erhalten.

Durch die Felder schleppten ihn die Bauern nach Felonicz. „Es ist kalt,“ sprachen die Walachen, „Du frierst; bald wirst Du zu warm haben. Wir wollen in Felonicz einheizen. Nach einigen Minuten vereinigte sich diese Bande mit der weit größern, von der oben die Rede gewesen. Nun ward der große Ort umringt. Es mochte 2 Uhr Morgens sein.

Die Nationalgarde des Ortes wurde, wie diejenige von Zathua, eingelulkt mit dem Versprechen, daß den Einwohnern nichts geschehen werde, wenn sie die Waffen ablegen und zur Fahne des Kaisers schwören wollten. Ohnehin war wenig männliches Volk im Orte; fast die ganze Jugend und ein großer Theil der Männer waren ausgezogen, theils als Honveds, theils ein eignes Corps vervollständigend, das aus lauter Aranyoser Szeklern bestand, und sich später einmal rühmlich auszeichnete. Es mochten etwa 110 Männer im Orte sein. Der Feind war zusammen 3—4000 Mann stark.

Als die Nationalgarde, dem Worte der treulosen Mordbrenner vertrauend, sich selbst ihrer Wehre begeben, fielen Tene über sie her, und was im Orte war

— glücklicherweise hatten auch viele Weiber und Kinder den Flecken verlassen — ward hingemordet. Am andern Tage beleuchtete die Sonne einen großen Schutthaufen.

Dedön war mittlerweile, aus drei Wunden blutend, ohnmächtig in der Nähe des Ortes in einem einzulustehenden Hofe bewacht worden. Von Zeit zu Zeit schlug er die Augen auf und sah dann immer die große Flamme des brennenden Fleckens und Männer mit blutigen Händen, welche Beute aller Art herbeischleppten und vor Freude tanzten, er hörte das Jammern der Gemordeten, das Jubeln und Hohnlachen der Mörder und die herzlosen Späße seiner Wächter, die dann und wann anfragen ließen, wann sie auch zur „Mezge“ und zur Theilung zugelassen würden. Die Ab- und Zugehenden vertrösteten sie auf den Morgen, weil sie dann besser bei Tageslicht auswählen könnten, worauf die Wächter zu entgegnen pflegten, es sei auch jetzt bei Kerzenlicht hell genug.

In seinen wachen Augenblicken, wenn es etwas stiller war und das immer mehr in den Zustand viehischer Trunkenheit übergehende Volk draußen im Hofe sich niederlegte, hatte der Ungar unter seinen Wächtern einen jungen Mann bemerkt, der sich durch Schönheit der Gestalt, sanfte, melancholische Gesichtszüge, sowie durch gewähltere Kleidung auszeichnete. Sein Anzug wäre fast städtisch gewesen, wenn er nicht außer der dichten, kurzen Bunda noch hohe Stiefeln über die weißtuchenen Hosen, wie sie die Ungarn lieben, getragen hätte. Eine Magyarka von feinem grauen Tuche mit Schnüren legte sich knapp an seinen hohen schlanken Leib und eine schwarze Pelzmütze mit Reiherfedern bedeckte sein Haupt; die Haare, schwarz wie Ebenholz und glänzend, fielen nach walachischer Sitte in langen Locken über seine Schultern herab. Er schien ein Centurion (Hauptmann) zu sein, denn die Andern gehorchten seinen kurzen Befehlen blindlings und mit einer Art von Scheu. Er saß tiefbrütend und unbeweglich auf das Rohr seiner Flöte gestützt, und schien sich wenig um das, was rings um ihn vorging, zu kümmern. — Wurde ihm der Lärm der Trunkenbolde im Haus und Hof zu arg, so verschaffte er sich durch ein donnerndes Machtwort augenblicklich Ruhe.

Von Zeit zu Zeit warf er einen halb mitleidigen, halb melancholischen Blick auf den Kranken, der noch immer blutend auf einer Bank lag. Endlich, als habe er jetzt erst den traurigen Zustand Dedöns bemerkt, ließ er Wasser herbeibringen und wusch des Ungarn Wunden selbst aus, indem er dem schmerzlich Zuckenden Worte der Ermunterung zuflüsterte. Dedön warf ihm einen dankbaren Blick zu, der den Centurion offenbar rührte. Denn er beugte sich, als wolle er eine Wunde genauer untersuchen, zu seinem Ohre hinab, und flüsterte ihm auf ungarisch die Worte zu: „Seien Sie unbeforgt, ich werde über Sie wachen, und wenn es möglich ist, Ihnen zur Flucht verhelfen.“ Dedön blickte ihn in freudigem Erstaunen an. Der Walache schien in Dedön's Gesicht zu lesen und versetzte: „Nicht weil ich Ihre Landsleute weniger hasse, als diese dort, sondern weil es Men-

schenpflicht ist, Unglücklichen beizustehen, wusch ich Ihre Wunden und werde Sie retten. Ueberlassen Sie sich ohne Furcht mir.“

Als es Morgen ward, dauerte das Plündern und der Brand des Ortes fort. Aber jetzt befanden sich die Räuber, die im Hause aus- und eingingen, in einem solchen Zustande der Trunkenheit, daß der Plan des jungen Centurionen, Micarescu hieß er, zu gelingen versprach. Unter dem Vorwande, nicht mehr Raum genug zu haben, ließ er bei dem Präfecten Prodan, dem Anführer der Walachen, anfragen, ob er den Gefangenen nicht weiter führen solle. Prodan, welcher selbst nicht Maß gehalten hatte im Trinken, wie wir ihn denn später wieder zehend antreffen werden, ließ dem Micarescu sagen, er solle mit dem ungarischen „Sunde“ machen, was er wolle, ihm aber, ehe er ihn todt schlage, eine Maß guten Weins geben, weil er doch ein tapferer Kerl sei.

Micarescu lud seinen Schützling nach dem Verbaude seiner keineswegs schweren Wunden, es waren Streiffstiche von Lanzen, auf einen Wagen, der mit geraubtem Bettzeuge beladen war, und schlug mit ihm die Richtung von Esombord ein. Außer Micarescu saßen noch drei gänzlich betrunkene Walachen auf dem Wagen, die unaufhörlich schluckten und von ihren Heldenthaten erzählten, der eine rühmte sich seiner Brutalitäten mit nichtständiger Nothheit. Plötzlich erhielt er von Micarescu einen entsetzlichen Faustschlag. „Weißt Du nicht, rief er ihm in seiner Sprache zu, daß hier ein Ungar liegt, der es verstehen und weiter erzählen könnte? Was werden die Leute sagen in der Welt draußen, wenn sie solche Gräuelpöbel hören?“

Es war Mittagszeit, als der Wagen vor einem bessern walachischen Hause in Esombort hielt. Die gänzlich betrunkenen Begleiter Micarescu's und Dedöns wachten aus ihrem Schlafe auf und torkelten gähmend im Hofe auf und ab. Der Centurio hob Dedön aus dem Wagen, trug und führte ihn in das Haus, dessen Bestzerin, eine alte Walachin, vor wenig Wochen an der Cholera gestorben war. Jetzt lebte dort nur die Tochter, ein hochgewachsenes, schönes Mädchen. Ihr Bruder gehörte zu einer der umhersehweifenden Landsturmbanden und wurde lange nicht zu Hause erwartet. Absichtlich hatte Micarescu dieses Haus zum einstweiligen Aufenthalte Dedöns gewählt. Er war ein entfernter Verwandter, kannte des jungen Mädchens mitleidigen Sinn, und wußte, daß sein Schützling hier sicher aufgehoben sei.

Die Walachin kam dem Wunsche des Centurion's mit freundlicher Sorgfalt entgegen. In der besten Kammer des Hauses bereitete sie dem Kranken ein weiches Lager und legte wohlthuende Salben, wie sie seit uralter Zeit den Frauen dieses Volkes bekannt sind, auf seine Wunden. Es hätte kaum der warmen Worte, mit denen Micarescu ihn dem Mädchen empfahl, bedurft, denn die Walachin, weichern Sinnes als Viele ihres Stammes, hatte bei dem Anblicke des kranken schönen Mannes ihr Herz von Mitleid bewegt gefühlt, und als Micarescu ihr

erzählt, wie der verwegene Jüngling es versucht, sich durch die ganze Bande durchzuschlagen, da fühlte sie etwas wie Scham über die ihr nicht unbekannte Feigheit ihres Volkes und Bewunderung für den muthigen Magyaren.

Warum erfreuen sich die Soldaten überall eines merkwürdig schnellen Marsches in die Herzen der Frauen? Wer zur Antwort spöttisch auf die knappe, bunte Uniform hinweist, macht dem Weibe ein schlechtes Compliment. — Das Walachemädchen gab sich keine Rechenschaft über das warum? Aber von Stund an begann sie warm für den Ungar zu fühlen, der bleich und krank in ihrer Kammer lag.

Ehe Micarescu schied, trat er an Dedön's Lager und sagte mit trockenem kurzen Tone: „Jetzt, Herr, sind Sie, hoffe ich in guter Pflege. Sie bedürfen meiner nicht mehr. Ich muß fortziehen. Ich habe gethan, was ich konnte, um Ihnen zu beweisen, daß meine Nation nicht aus gefühllosen Menschen besteht.“

Dedön ergriff des Centurio's Hand und drückte ihm seinen warmen Dank aus. „Sagen Sie mir, bitte ich Sie,“ sprach er „warum Sie grade mich retteten und so freundlich diesem Mädchen empfohlen haben. Warum ließen Sie es nicht geschehen, daß mich jene Trunkenbolde umbrachten, wie sie beabsichtigten. Und dann — weil ich Sie doch vielleicht nicht mehr sehe, verzeihen Sie mir die Frage: Sie sehen traurig aus? Sind Sie unglücklich?“ Dem Walachen zuckte es durch das Gesicht, er kämpfte mit sich, als Dedön so offen sein Mitgefühl an den Tag legte, ob er ihm sein Herz öffnen sollte oder nicht? endlich wande er sich schweigend ab und schritt hastig ohne Gruß zur Thür hinaus. Der Ungar blieb im Hause zurück in der Pflege des Walachemädchens.